Zeitschrift: Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pädagogische Hochschule Zürich
Band: 7 (2001)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besprechungen

Michele Ferrari (Hrsg.): Gegen Unwissenheit und Finsternis

Studien zu Johann Caspar von Orelli und seiner Zeit

■ Fritz Osterwalder

Johann Caspar von Orelli gehört zu jener Generation der schweizerischen intellektuellen Elite, die zu jung war, um den Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft und die breite Auseinandersetzung um die Neugestaltung an der Jahrhundertwende im Umfeld der Französischen Revolution bewusst mitzuerleben, aber auch bereits zu fest etabliert, um im Aufbruch der Regeneration die rasante Umgestaltung und die bis heute nachwirkende Gestaltung neuer Institutionen von einem kantonalen Bildungssystem bis zum Bundesstaat an vorderster Front mitzugestalten.

Als Verbindung zwischen zwei Generationen – jener, die durch die ohne viel Realitätssinn geprägte Planerei und oft metaphysische Phantasterei der Zeit der Helvetik geprägt ist, und jener der Regeneration, die sich durch einen kühnen Zugriff auf die institutionelle Problematik auszeichnet – kommt ihr aber dennoch eine ausserordentlich grosse Bedeutung zu.

Diese Verbindung ist mehr als nur die Konstitution der immer wieder betonten liberalen Tradition in der Schweiz, denn sie ermöglichte in der Regeneration auch die besonders erfolgreiche Kombination von grossen Konzepten und politischem Pragmatismus, welche schliesslich die Stabilität der neu entstehenden Institutionen ausmachte. In kaum einem andern Bereich ist dies derart wirksam geworden wie in der Konstitution des nach 1830 entstehenden modernen liberalen Bildungssystems der Schweiz.

Diese doppelte – und beide Male kritische – Referenz in Bezug zu den grossen Konzepten der Revolutionszeit und zu den institutionellen Realisationen der Regeneration kommt in der Person des Pfarrers und Altphilologen Johann Caspar von Orelli und in seinem Werk markant zur Geltung.

Dieses Spannungsfeld von konzeptueller Referenz und institutioneller Pragmatik wird im vorliegenden Band, der auf zwei Kongressen zum 150. Todestag Orellis beruht, in verschiedenen Aspekten ausgeleuchtet. Hier sei auf diejenigen Beiträge hingewiesen, die Orellis Bedeutung für die Bildungsgeschichte besonders hervorheben.

In einem ersten Teil werden verschiedene biographische Details der Jugendzeit ausgeleuchtet, die die spezifische Konstellation dieser Elite bestimmen. Der Beitrag von Gustav Schulthess basiert im Wesentlichen auf der Auswertung des Tagebuchs der Mutter Orellis. Die feste Einbindung in die Traditionen der Zürcher Elite und ihren spezifischen Protestantismus wird für Orellis Werk massgebend. Väterlicherseits stammt er aus einer der Familien von Tessiner Glaubensflüchtlingen, welche diese Tradition gepflegt haben. Seine Mutter, eine geborene Escher, lebt auf im neu-pietistischen Kreis von Johann Caspar Lavater, der auch Orellis Pate wird. Dieses Milieu ist gleichermassen geprägt von einer ausserordentlichen Weltoffenheit wie auch von einer republikanisch-pietistischen Selbstbezogenheit oder Abgeschlossenheit. Beides äussert sich in einer immensen Belesenheit der Mutter, die sowohl lavaterische Erbauungsliteratur, historische Abhandlungen als auch Reise-Beschreibungen umfasst (S. 30). Moralisches Zentrum wird für den jungen Orelli das regelmässige mütterliche Vorlesen aus Ciceros 'Von den Pflichten', wie auch an der höheren Schule, dem Carolinum, der antike Republikanismus Ciceros bei seinen Lehrern Johann Jacob Hottinger und Johann Jacob Bremi ganz im Zentrum stand.

Der Aufsatz von Kurt Wanner 'Orelli in Chur – Spuren einer Freundschaft' untersucht Orellis Tätigkeit an der Kantonsschule in Chur, wo er nach einem Aufenthalt bei Pestalozzi in Yverdon (1806) und der Tätigkeit als Prediger und Lehrer in Bergamo (1807-1814) fünf Jahre lang tätig war. Die Churer Tätigkeit und ihr abruptes Ende zeigen bereits die Bandbreite von Orellis Interessen. Der Rektor der Bündner Kantonsschule, Luzius Hold, engagierte Orelli und hatte mit diesem in der altphilologischen Tradition Friedrich August Wolfs ein gemeinsames Interesse. In Bezug auf die politische Erneuerung verfolgten sie aber nicht die gleichen Ziele, was dann 1819 zum Eklat führte, zum Auszug Orellis aus Chur in republikanisch gesinnter Begleitung, die ihm bis Bad Ragaz folgte und sich gegen die schweizerischen Metternichiaden verschwor (S. 93).

Der zweite Teil des vorliegenden Bandes widmet sich Orellis wissenschaftlichem Werk und dessen Kontext. Im Zentrum steht dabei die Auseinandersetzung mit Cicero, dessen Werkausgabe Orellis eigentliche wissenschaftliche Lebensleistung ausmacht.

In einem ausserordentlich instruktiven und für das Verständnis von Orelli unverzichtbaren Artikel legt Manfred Fuhrmann den Wandel des Cicero-Bildes in der deutschen Altphilologie im Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert dar. Galt Cicero im ganzen 18. Jahrhundert nicht nur als Muster, sondern geradezu als Emblem des Republikanismus, so wird er im Übergang zum 19. Jahrhundert der Inbe-

griff des verlogenen, wankelmütigen und hinterhältigen Politikers, trotz der nach wie vor bestehenden Hochschätzung seiner Bedeutung für die lateinische Sprache und Stilistik. An Friedrich August Wolf, dem Historiker Drumann und an der Gesamtdarstellung der Römischen Geschichte von Theodor Mommsen wird dieser Wandel aufgezeigt. Im Hintergrund dieses Wandels steht dabei die Erfahrung der Französischen Revolution, der Zusammenbruch der realen neuzeitlichen Demokratie in Frankreich und die Abwendung der deutschen Intelligenz von republikanischen Zielen (S. 110).

Im Aufsatz von Luciano Canfora wird gezeigt, dass Orellis Cicero-Edition diesem Wandel gerade nicht folgt, sondern dass sie weiterhin das Cicero-Bild des 18. Jahrhunderts, dasjenige des öffentlichen Redners, Orators und Republikaners transportiert. In den folgenden Aufsätzen wird ein grosses Gewicht auf die Tätigkeit Orellis als Altphilologe, ab 1833 auch als Extraordinarius an der von ihm mitgegründeten Zürcher Universität, gelegt, allerdings bleibt dieser konzeptionelle politische und bildungspolitische Aspekt seiner Option ausserhalb der kontextuellen Bearbeitung.

Ottavio Besomi weist in seinem Aufsatz über die Bezüge zur zeitgenössischen italienischen Kultur darauf hin, dass Orelli auch in ganz andern Kontexten als jenem der deutschen Nachaufklärung zu verstehen ist. Orelli traute nicht nur 1808 als protestantischer Pfarrer den erklärten Laizisten und später zum anerkannten Romancier avancierten Alessandro Manzoni, sondern er setzte sich als Übersetzer und Herausgeber auch mit dem politischen Roman 'Jacopo Ortis' von Ugo Foscolo auseinander. Auch der Beitrag von Gerhard Grimm über Orellis Beteiligung an der philhellenischen Bewegung, deren Zentrum Zürich zeitweise war, lässt annehmen, dass Orellis Beschäftigung mit Cicero einen breiten Bezug zum sich entwickelnden Demokratismus in der Schweiz hat – finden sich doch in der Vereinigung zur Unterstützung der Befreiung Griechenlands sowohl die ältere als auch die jüngere Generation von Demokraten (S. 227) –, doch wird diesem weiteren Kontext auch hier nicht mehr weiter Beachtung geschenkt.

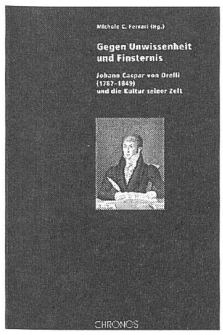
Die beiden Aufsätze, die sich mit Orellis pädagogischen Konzepten und Aktivitäten auseinandersetzen, zeigen eindrücklich, wie er weit über das hinausgeht, was als ciceronischer Republikanismus des 18. Jahrhunderts gelten kann. Christoph Riedweg zeichnet ausführlich und übersichtlich den engeren Kontext der bildungspolitischen Position Orellis – die Formierung der pädagogischen Diskussion der Reformer in der Restaurationszeit – nach. Dabei treten zwei Konzepte in den Vordergrund: Das lineare Bildungssystem mit klar aufeinanderbezogenen aber abgegrenzten konsekutiven Stufen, die von unten her, allen zugänglich, durchlaufen werden, und die Integration neuer Fächer, neuer Sprachen und ihrer Literatur sowie auch empirisch-technisches Wissen in dieses Bildungssystem. Zu Recht stellt Riedweg fest, dass dieses zweite Element ganz im Gegensatz zu den Konzepten der neuhumanistischen Bildungsreformen in Deutschland (Humboldt) steht (S. 349). Das Gleiche könnte ebenso für das erste Konzept, das lineare, stufenhaft geordnete Bildungssystem, gesagt werden.

Dass Orelli darin mit seinem engsten Umkreis übereinstimmt, dass diese zwei Konzepte neben jenem der Öffentlichkeit des Bildungswesens die Stossrichtung dessen ausmachen, was als Konsens der Reformmilieus gelten kann, die sich in den Erziehungsräten in Kontinuität zur Helvetischen Republik formierten, ist offensichtlich. Von hier aus dürfte ohne Zweifel auch der pädagogisch-politische Impetus für den in der Schweiz fortgesetzten und umgewandelten Ciceroismus kommen, worauf die Aufsätze Fuhrmanns und Canforas verweisen. Es sind die Impulse, wie sie aus dem Liberalismus der demokratischen Phase der Französischen Revolution hervorgingen und in der Schweiz kontinuierlich ihre Wirkung entfalten konnten.

Der Beitrag von Peter Stadler über Orellis Rolle bei der Gründung der Zürcher Universität vervollständigt dieses Bild, bringt aber eine bedeutsame Korrektur an der bisherigen Vorstellung dieser Vorgänge an. Bislang galt Orelli als "treibender Geist" in diesem Projekt – wie es auch auf der Gedenktafel an seinem Wohnhaus heisst (S. 358). Stadler zeigt nun, dass Orelli noch 1830 in einer Stellungnahme zuhanden der Verfassungskommission von der Universitätsgründung abgeraten hatte, da dies die finanzielle Kraft des Staates übersteigen würde. Dies hinderte ihn dann allerdings nicht, 1839, als die Universität nach der Berufung von David Friedrich Strauss ernsthaft von der Schliessung bedroht war, darauf hinzuweisen, dass eine Demokratie in einer modernen Gesellschaft einer wissenschaftlichen Institution Universität bedürfe, wenn sie nicht zu einer "Utopie irgend einer Tierart" verkommen solle (S. 363).

Dies zeigt erneut den breiten Konsens, der die Generation von pragmatischen Reformern der Restaurationszeit mit jener der liberal-radikalen institutionellen Reformer der Regeneration verband und der sowohl die moderne Demokratie ermöglichte als auch verhinderte, dass sich das Bildungswesen im Parteienstreit total aufrieb (S. 162).

Im Beitrag von Riedweg und im abschliessenden Aufsatz von Hans Heinrich Schmid – ehemaliger Rektor der Universität Zürich – werden unmittelbare Verbindungen zwischen den Bildungsvorstellungen und der Universität Orellis mit der Reform des Jahres 2000 gezogen. Dass Errungenschaften der liberalen Bildungsreform der Regeneration gegen die neoliberale "Ökonomisierung und Valorisierung des Wissens" (S. 374) stark gemacht werden können, zeigt erneut die Breite und Nachhaltigkeit des intergenerationellen Konsenses, der die pädagogischen Konzepte und liberale Bildungspolitik ausmacht, die aus der Helvetik hervorgingen.



Michele Ferrari (Hrsg.): Gegen Unwissenheit und Finsternis. Johann Caspar von Orelli (1787-1849) und die Kultur seiner Zeit. Zürich: Chronos 2000. 380 S. sFr. 68.-, DM 78.-, öS 540.- ISBN 3-905313-64-2

Maria Crespo: Verwalten und Erziehen

Der Versuch einer ideologiekritischen Aufarbeitung

■ Bettina Grubenmann Olschewski

Thema der historischen Dissertation von Maria Crespo ist Kinderfürsorge und Anstaltserziehung der Stadt Zürich unter dem Einfluss von Reformation, Aufklärung, Restauration und Regeneration. Da es sich die Autorin zum Ziel setzt, am Beispiel des Waisenhauses Zürich und dessen Waisenhausordnung die Entwicklung von Verwaltungsorganisation und Erziehungskonzeption vom 17. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Berücksichtigung der politischen, sozialen und geistigen Zeitströmungen aufzuzeigen, ist die vorliegende Arbeit auch von (sozial-)pädagogischem Interesse. Die sozial- und institutionsgeschichtliche Analyse erfolgt aufgrund eines Vergleichs der reformierten Statuten und Reglemente von 1837 mit den revidierten Satzungen und Ordnungen von 1829 und will ideologiekritisch angelegt sein. Die Ordnungen verweisen, gemäss Autorin, auf von Politikern und Behörden der Oberschicht erstellte Ideale, zeigen aber aktuelle Probleme, die mithilfe der Ordnungen behoben werden sollten (S. 15).

Die Arbeit gliedert sich in vier Teile. Die Autorin referiert im ersten Teil (vgl. S. 21ff.) die wenig originelle These, dass Begriffe wie Kindheit und Erziehung zeit- und kulturabhängig seien und führt die moderne Vorstellung der Entdeckung der Kindheit als Voraussetzung eines Erziehungsideals aus, welches, transportiert über die bürgerliche Dominanz, in den formulierten Ordnungen seinen Niederschlag finden müsste.

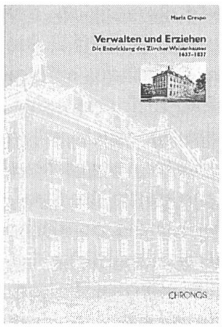
Im zweiten Teil wird die Entwicklung der Armen- und Kinderfürsorge und Anstaltserziehung in Europa (Deutschland und Schweiz) vom 17. bis 19. Jahrhundert nachgezeichnet. Hier führt die Autorin sehr schön aus, wie sich – immer im sozioökonomischen Kontext – die Kinderfürsorge, welche anfangs der Armenfürsorge unterstellt war, vom Kontroll- und Sozialdisziplinierungsinstrument der Armenbevölkerung über die Vorstellung von Armutsbekämpfung durch Disziplinierung zur Arbeit und Hinführung zu sittlicher Lebensführung zur spezifischen Kindererziehungskonzeption des 19. Jahrhunderts wandelte.

Im dritten und vierten Teil, der eigentlichen Analyse der Dissertation, werden die Quellen entlang von fünf Themenblöcken, die Behörden, Anstaltsleitung/Betriebsführung, Aufnahmebestimmungen, Erziehung und Hauswesen umfassen, zeitlich kontextualisiert und systematisiert. Der erste Zeitraum umfasst die Gründung von 1637 bis zur Revision der Ordnung von 1829. Die Autorin zeigt auf, dass die Gründungsmotive, welche im Antrag der Zürcher Geistlichkeit von 1636 zum Ausdruck gebracht werden, in der Tradition der kirchlichen Barmherzigkeit liegen und nicht als veränderte Perzeption der Kindheit gedeutet werden können (S. 62ff.). Die Trennung des Waisenhauses vom Zuchthaus erfolgte 1771, was eine neue Waisenhausordnung erforderte. Während sich diese Ordnung durch einen stark strukturierten Tagesablauf, klar vorgeschriebene Unterrichtsinhalte und streng geregelte Strafmassnahmen auszeichnete, kann für die politische Restaurationsphase um 1829 eine allmähliche Lockerung der Regeln bis hin zur refomierten Waisenhausordnung von 1837, die erstmals pädagogische Richtlinien aufführte, ausgemacht werden. Mit der Ausformulierung der pädagogischen Zielsetzung eines ökonomisch unabhängigen Lebens ging auch eine Professionalisierung des Personals einher (S. 123). Anhand des Vergleichs der fünf Punkte und anhand der Einbettung in die politischen Umwälzungen jener Zeit kann die Autorin aufzeigen, dass sich die institutionelle Ausgestaltung vor allem als politischer Prozess und nicht als pädagogischer vollzog.

Die Autorin hält in ihrem Schlusswort fest, dass die Anstaltsversorgung von Kindern durch den Staat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorwiegend aus volkswirtschaftlichen Interessen und ordnungspolitischen Gründen erfolgte (S. 193). Die Ausarbeitung von pädagogischen Konzepten geschah eher in privaten Anstalten und schlug sich erst später in der öffentliche Kinderfürsorge nieder. Bis weit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein herrschte die Meinung vor, dass die Kräfte des mittellosen Kindes so früh wie möglich nutzbar gemacht werden müssten.

Aus pädagogischer Sicht ist die Frage nach dem Verhältnis von Ordnungspolitik und veränderter Erziehungs- bzw. Kindheitsperzeption zwar interessant, aber wenig kühn, denn pädagogische Konzeptionen stehen meist in Wechselwirkung zu politischen Umwälzungsprozessen und Programmen. Das heisst auch, dass pädagogische Konzeptionen die Welt selbst nicht neu erfinden, wenngleich sie sie oft idealisieren, dass sie aber in der gesellschaftlichen Umbruchzeit des 19. Jahrhunderts in einem engen Zusammenhang mit der Sozialen Frage an sich stehen. Die Intention der Autorin, ideologiekritisch vorzugehen, bleibt weitgehend unberücksichtigt. Denn Kontextualisierung von Erziehungsidealen allein heisst nicht automatisch, ideologiekritisch zu arbeiten. Dazu eignen sich aber die bearbeiteten Quellen sicherlich auch nicht, denn alleine aus Ord-

nungspunkten und Beschreibungen kann die Frage nach der realen Verbesserung nicht beantwortet werden, was die Autorin selbst sehr treffend anmerkt. Die Dissertation zeichnet sich durch ihre detailgetreue Deskription und Paraphrasierung der Ordnungspunkte sowie durch einen gut strukturierten Aufbau der Gesamtarbeit aus. Für pädagogische Thesen bietet sie sicherlich ein solides Hintergrundwissen, ohne jene aber prägnant zu formulieren.



Maria Crespo:
Verwalten und Erziehen. Die Entwicklung des Zürcher Waisenhauses. 1637-1837.
Zürich: Chronos 2001. 295 S.
sFr. 58.-, DM 72.-, öS 460.-
ISBN 3-0340-0500-8

Steffen Martus: Friedrich von Hagedorn

Ertrag und Tücken der Rekonstruktion von Diskursen

■ Rebekka Horlacher

Die Historiographie (nicht nur die pädagogische) hat sich lange Zeit hauptsächlich um die "grossen Gestalten" gekümmert. Seit einiger Zeit schon wird nun versucht, diese einseitige Geschichtsschreibung dahingehend zu korrigieren, dass auch "kleinere Gestalten" oder "Randthemen" ins Zentrum der Forschungstätigkeit rücken, und dabei werden überraschende Erkenntnisse gemacht. Dieser Blick ins Unbekannte stellt nicht nur den bis anhin allgemein gültigen Kanon in Frage, sondern verweist auch auf neue Zugänge zur Geschichte. An einem dieser Zugänge, an der Diskurstheorie, orientiert sich die hier vorliegende Studie zu Friedrich von Hagedorn (1708-1754), dem Hamburger Dichter der Frühaufklärung, einer der wichtigen Orientierungsfiguren des 18. Jahrhunderts.

Deshalb geht es Steffen Martus nicht um Leben und Werk im klassischen Sinn oder um eine Studie zu einem bestimmten Aspekt bei Hagedorn, sondern "um 'Konstellationen' auf diversen Ebenen und um die Verbindungen zwischen diesen Konstellationen" (S. 3). Hagedorn bietet sich dabei besonders an, weil sein Werk als Werk der Frühaufklärung in einer "unruhigen Zeit" steht, "in der der Wandel der Gesellschaftsstruktur, die Konsequenzen des 'neuzeitlichen Rationalismus' und der mediengeschichtliche Umbruch sich deutlich in der Semantik abzeichnen" (S. 4). Die Brüche, die sich in dieser Umbruchszeit zeigen, geraten durch eine Kontextualisierung in den Blick.

Martus beginnt das erste Kapitel mit einem Überblick über die Hagedorn-Forschung, einer Art kommentierter Bibliographie, die sich als Bestandesaufnahme verstanden wissen will, und mit einer Biographie über Hagedorn. Das zweite Kapitel, das Interpretationen zur Schrift 'Poesie der Freude' umfasst, soll sowohl "Themenaufriss" als auch "exemplarische Demonstration von Interpretierbarkeit" sein (S. 7). Im dritten und vierten Kapitel werden Massstäbe entwickelt, die eine historische Sicht auf Hagedorns Werk ermöglichen und die um eine literaturpolitische Perspektive ergänzt werden. Vor diesem Hintergrund fügt Martus dann in den folgenden Kapiteln je eine Studie zum Verhältnis von Religion und Poesie (Kapitel 5), zur poetischen Natur (Kapitel 6) und zur Anthropologie (Kapitel 7) an.

Die Orientierung am Thema Freude ist nicht zufällig, da diese eine "semantische Schiene" für die Aufklärung sei (S. 52). Sowohl bei der Umschichtung des poetischen Gattungssystems als auch bei dem aufklärerischen Individuum und seiner Bildungsgeschichte, den gesellschaftlichen Beziehungen, der Entstehung einer säkularisierten Moral und Natur und auch bei der Herausbildung des Menschen zu einem selbstständigen und selbstbezüglichen Subjekt nimmt sie eine herausragende Stellung ein, wie Martus in den Kapiteln 2-7 zeigt. Die Freude ist deshalb so zentral, weil sie die Bedürfnisse der Übergangszeit perfekt erfüllt: Sie ist sowohl für das Alte als auch für das Neue anschlussfähig, da sie "ein in hohem Masse vergeistigter Affekt" sei, der sich "auf die körperliche" und auf die "geistige Natur des Menschen" beziehe (S. 52).

Die Studie verarbeitet eine Vielzahl von Primär- und Sekundärliteratur. Die beinahe fünfzig Seiten Literaturverzeichnis zeugen davon. Das zeigt einerseits, dass der Autor seine theoretischen Ansprüche einlöst, versucht, Diskurse und Kontexte aufzuarbeiten und diese in Beziehung zu Hagedorn zu setzen und damit "Konstellationen der Aufklärung" darzulegen. Gleichzeitig besteht darin auch die Gefahr, sich in den Details zu verlieren. Dieser Gefahr ist Steffen Martus teilweise erlegen – möglicherweise darum, weil seiner Arbeit eine prägnante, aussagekräftige These fehlt, an die während der Darlegung der Diskurse immer wieder explizit hätte angeknüpft werden können. Die Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels relativieren diese Kritik aber wieder in einem gewissen Mass. Hier wird versucht, diese Prägnanz zu erreichen, meist aber nicht in genügender Deutlichkeit.

Die Lektüre dieser umfassenden Dissertation ist trotz dieser Kritik lohnend. Sie wirft einen Blick auf ein eher wenig beleuchtetes Thema der Frühaufklärung in Deutschland und erhellt eine Zeit, die nicht nur von der germanistischen Forschung während langer Zeit stiefmütterlich behandelt wurde. Dabei ist gerade diese Zeit, wie auch hier wieder nachgewiesen wird, zentral für das Verständnis des 18. Jahrhunderts. Speziell für die pädagogische Historiographie ist Hagedorn deshalb interessant, weil

Hamburg (und dabei Hagedorn) eine Brückenfunktion für die Verbreitung der englischsprachigen (Moral-)Philosophie in Deutschland übernommen hatte. Diese wird gegen die französische, als künstlich bezeichnete Philosophie zur "Orientierungs-Philosophie" der deutschsprachigen Aufklärung. Es bleibt zu hoffen, dass Hagedorn nicht nur zu seiner Zeit "ein namhafter deutscher Dichter" (S. 1) war, sondern dies auch für die Historiographie wieder wird.

Steffen Martus: Friedrich von Hagedorn – Konstellationen der Aufklärung. Berlin/New York: Walter de Gruyter 1999. 582 S. sFr. 232.-, DM 270.- ISBN 3-11-016623-2

Annette M. Stross: Pädagogik und Medizin

Ein Stück Wissenschaftsgeschichte mit methodischen Fallstricken

■ Johannes Bellmann

Seit sich in der Moderne der Mensch als "empirisch-transzendentale Dublette" (Foucault) thematisiert, zeigen sich in Medizin und Pädagogik Tendenzen, ihre Zuständigkeitsbereiche entlang beider Seiten dieser Dublette aufzuteilen: "Ist die Erziehungskunst nicht für die Seele, was die Arzneykunst für den Körper ist?" Die 1783 formulierte Frage des Pädagogen Gottlieb Schlegel verweist exemplarisch auf eine bis heute umstrittene Form der Arbeitsteilung, aber auch auf die zahlreichen Analogiebildungen, die die Geschichte von Pädagogik und Medizin durchziehen. Annette M. Stross hat nun die Diskurse im Schnittfeld beider Professionen und Disziplinen zwischen 1779 und 1933 – vom ersten Lehrstuhl für Pädagogik bis zur dauerhaften Etablierung der Pädagogik als Universitätsdisziplin in der Weimarer Republik – in einer materialreichen wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchung aufgearbeitet. Thematischer Fokus ist der Diskurs über historische Formen der "Gesundheitserziehung". An diesem Beispiel wird die Ausdifferenzierung von Professionen und Disziplinen ebenso analysiert wie die wechselseitige Rezeption von Wissensinhalten und methodischen Grundorientierungen.

Das erste Kapitel stellt für den Zeitraum von 1779 bis 1819 den Diskurs über "physische Erziehung" in den Mittelpunkt und diagnostiziert eine beginnende Zweiteilung von therapeutischem Wissen der ärztlichen Experten und hygienisch-diätetischem Wissen der pädagogischen Laien. An der Debatte um "Schulübel" im Zeitraum von 1820 bis 1872 zeigt das zweite Kapitel, wie der Unterricht selbst, vor allem durch "Überbürdung" der Schüler, Anlass zu medizinischer Sorge gab. Das dritte Kapitel untersucht die wachsende Bedeutung von Hygieneunterricht und Gesundheitslehre an Schulen sowie den hiermit angefachten Kompetenzstreit zwischen Volksschullehrern und Schulärzten im Zeitraum von 1873-1917. In einem historischen Ausblick (1918-1933) beschreibt die Autorin sich eröffnende Kooperationsmöglichkeiten beider Disziplinen im Zeichen einer universitären Etablierung der Pädagogik und der auf medizinischer Seite sichtbar werdenden Affinitäten zu "geisteswissenschaftlichen" Positionen.

Methodisch zeichnet sich die Untersuchung durch ein quantifizierendes Verfahren der Literaturerfassung und -aufarbeitung aus, das den Anspruch erhebt, "eine von hermeneutisch-exegetischer Willkür freie und zugleich umfassende Profilierung des Untersuchungsmaterials" (S. 15) leisten zu können. Das Ergebnis ist eine umfangreiche, nach Jahrgängen geordnete Liste von Monographien, Periodika und Enzyklopädie-Artikeln, die im Schnittfeld von Medizin und Pädagogik angesiedelt sind. Bei der Erhebung dieser Literatur konzentrierte sich die Autorin auf Titel und Untertitel der entsprechenden Texte. Pro Titel/Untertitel musste mindestens ein medizinischer und ein pädagogischer Wortstamm auftreten. Bei der Auswahl von Wortstämmen – also der Frage, was als medizinischer bzw. pädagogischer Wortstamm gelten kann – habe man nicht "logisch-systematisch", sondern "nur induktiv" vorgehen können, nämlich aufgrund umfassender bibliographischer Datenrecherchen (vgl. S. 17).

Hier zeigt sich bereits ein Grundproblem der Hermeneutik, das eine empirisch-quantifizierende Wissenschaftsforschung eher verdeckt als offenlegt: Was die Datenrecherchen überhaupt erst ermöglichen soll, hier: die Auswahl von Wortstämmen, ist selbst schon Resultat einer vorgängigen Bekanntschaft mit "Daten". Der verbreitete Affekt der Wissenschaftsforschung gegen hermeneutische Willkür mag verständlich sein; dem Problem kann man freilich nicht durch einen vermeintlich voraussetzungslosen "nur induktiven" Umgang mit "Daten" entkommen. Auch die Wissenschaftsforschung kommt nicht umhin, sich reflexiv über ihren ordnenden Blick – ihr Vorverständnis von der in Frage stehenden "Sache" sowie ihre Relevanzkriterien – Rechenschaft abzulegen.

Gerade was die Auswahl von Wortstämmen angeht (vgl. S. 16), ergeben sich Rückfragen: Warum wird etwa der Wortstamm "polizey" nicht geführt, obwohl die Autorin im interpretativen Teil ihrer Arbeit ausdrücklich auf Johann Peter Franks monumentales 'System einer vollständigen medicinischen Polizey' eingeht? Warum fehlt der Wortstamm "katech", wo doch "Gesundheitskatechismen" als Genre der Aufklärungszeit bekannt sind? Und schliess-

lich gibt es auch bedeutende Texte wie Hufelands 'Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern', die inhaltlich eindeutig dem Bereich der "physischen Erziehung" zuzurechnen sind, aber deren Titel/Untertitel weder einen dezidiert medizinischen noch pädagogischen Wortstamm enthalten. Dies weckt Zweifel an der Leistungsfähigkeit des "deskriptorenanalytischen" Verfahrens der Literaturerfassung insgesamt. Auch Rousseaus Emile wäre – selbst wenn er innerhalb des Untersuchungszeitraums erschienen wäre – aufgrund fehlender "Titelspezifität" durch das "induktive" Raster der Datenerhebung hindurchgefallen, obschon seine Wirkung auf den Diskurs der Gesundheitserziehung unbestritten ist.

Lässt man dieses hermeneutische Problem einmal ausser Acht, so bleibt die Frage, wie die in der Untersuchung ermittelten Zahlen zum Sprechen gebracht werden. An der pro Jahr erschienenen Zahl titelspezifischer Literatur sollen bestimmte "Themenkonjunkturen" festgemacht werden. Doch wie aussagekräftig sind diese in Graphiken präsentierten Konjunkturzyklen (vgl. S. 77), wenn sie nicht in Relation gesetzt werden zur quantitativen Entwicklung medizinischer und pädagogischer Publikationen insgesamt, also auch solcher ausserhalb des Schnittfelds? Bei der Aufschlüsselung der am Diskurs zur "Gesundheitserziehung" beteiligten Autoren nach Berufsgruppen bekommt dagegen der Leser mit dem Hinweis auf die allgemeine Verteilung von Lehrern und Ärzten in der Bevölkerung einen methodisch korrekten Vergleichsmassstab an die Hand (vgl. S. 82).

Zum Status der empirischen Befunde im Kontext der gesamten Untersuchung erhält der Leser unterschiedliche Auskünfte: Zunächst ist die Rede von einem der Untersuchung *zu Grunde liegenden* quantifizierenden Verfahren der Literaturerfassung und -aufbereitung (vgl. S. 15). Später aber wird von einem Zugang gesprochen, der historisch-hermeneutische und quantifizierende Verfahren *kombiniere* (vgl. S. 343), so dass die empirischen Daten auch *parallel* zu den Ergebnissen der historisch-systematischen Untersuchung gelesen und zu ihnen in Beziehung gesetzt werden können (vgl. S. 23). Die Verortung der quantifizierenden Analyseergebnisse am *Ende* der jeweiligen Kapitel erweckt beim Leser schliesslich den Eindruck, es handle sich hier um eine Art "Zugabe", die nur sporadisch mit den vorangehenden interpretativen Abschnitten verknüpft wird.

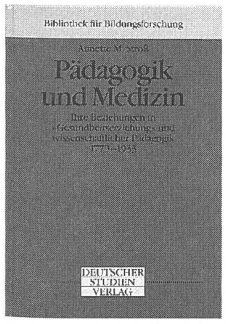
Was bei der Konzentration auf das diskursive Schnittfeld zweier Professionen/Disziplinen mitunter zu kurz kommt, ist der Blick für *übergreifende* Wandlungen von Machtformationen und Epistemen.

Warum etwa wird dem schulischen Hygieneunterricht um 1900 eine solche Aufmerksamkeit zuteil? Geht es hier tatsächlich vorrangig um professionsspezifische Interessen der Volksschullehrer oder zeigen sich hier nicht gleichzeitig Signaturen der "Bio-Macht", wie sie Foucault eindrucksvoll für verschiedene Institutionen und Praxisfelder nachgewiesen hat? Erst im Rahmen dieses Machttypus kann Gesundheit als steigerungsfähig gedacht werden. Schulhygiene kann dementsprechend zur nationalen Aufgabe im Dienste militärischer und wirtschaftlicher Leistungssteigerung avancieren; sie wird Teil einer auf die ganze Bevölkerung ausgerichteten "Sozialhygiene", in der sich die spätere nationalsozialistische "Rassenhygiene" und "Eugenik" bereits abzeichnen. Die Analytik der Macht darf folglich nicht bei der Aufdeckung professionsbedingter Kompetenzstreitigkeiten stehen bleiben, ohne sich zu fragen, was das Streitobjekt allererst mit hervorgebracht hat.

Auch ein übergreifender Paradigmenwechsel auf epistemischer Seite bleibt in seiner Bedeutung für moderne Medizin und Pädagogik unterbelichtet: Gemeint ist der Wandel von einem teleologischen zu einem kausalanalytischen, technische Anschlüsse ermöglichenden Wissenschaftsverständnis – mit allen ambivalenten Folgen für das moderne Verständnis von Krankheit und Gesundheit. Wenn ohne Bezug auf diesen übergreifenden Paradigmenwechsel in der Untersuchung von "Verwissenschaftlichung" die Rede ist (vgl. S. 102f.), so wird dieser besonders in der Medizin seit Mitte des 19. Jahrhunderts vollzogene Prozess als "steter Fortschritt" an Rationalität ausgegeben (vgl. S. 126), hinter dem die Pädagogik auf Grund ihrer Bindung an Philosophie und Ethik – von Einzelfällen (Trapp, Beneke, Meumann) abgesehen – bedauerlicherweise zurückgeblieben sei. Wer die Geschichte so erzählt, verliert die Ambivalenzen des Prozesses leicht aus dem Blick. Erinnert sei an die für das moderne Wissenschaftsverständnis kennzeichnende Abstraktion und latente Entwertung von lebensweltlicher Erfahrung. Erinnert sei auch an den in diesem Zusammenhang entstehenden Dualismus zwischen einer *Therapeutik*, die nach Kant "bloss empirisch und mechanisch" die physische Natur des Menschen ohne seine Mitwirkung meint behandeln zu können, und einer *Diätetik*, die an die intelligible Natur des Menschen anknüpfe, nämlich seine Fähigkeit, "über seine sinnlichen Gefühle durch einen sich selbst gegebenen Grundsatz Meister zu sein" (Kant). Diese Justierung des Problems ist also selbst schon ambivalentes Resultat eines epistemischen Wandels; sie wäre aber kaum verständlich, wenn man hierin allein einen "Streit der Fakultäten" sieht, in dem die "neue" Philosophie "elitär" (S. 38) der Medizin ihren Platz anweisen möchte.

Die für die Untersuchung leitende wissenschaftsgeschichtliche These, dass Diskurse gar nicht primär gegenstandsorientiert seien, sondern nur im Kontext professions- und disziplinspezifischer Interessenlagen hinreichend verstanden werden können (vgl. S. 11), darf am Ende vielleicht testweise auf die Untersuchung selbst appliziert werden, denn ihre (mitunter verdeckte) Option für ein bestimmtes wissenschaftliches und methodologisches Selbstver-

ständnis der Pädagogik lässt sich nicht losgelöst von aktuellen (inner-)disziplinären Konfliktlagen beurteilen. In diesem Streit geht es ebenso um den Stellenwert einer historisch-empirischen Wissenschaftsforschung in der Pädagogik wie um den Status einer Allgemeinen Pädagogik, die von ihren "handlungstheoretischen Optionen" (S. 14) nicht lassen kann und will. Die reflexive Vergewisserung und Offenlegung eigener – theoretischer oder praktischer – Optionen stünde freilich jeder Form von Wissenschaft gut zu Gesicht.



Annette M. Stross:
Pädagogik und Medizin. Ihre Beziehungen in "Gesundheitserziehung" und wissenschaftlicher Pädagogik 1779-1933.
Weinheim: Deutscher Studien Verlag 2000. 510 S.
sFr. 69.-, DM 78.-, öS 569.-
ISBN 3-89271-901-2

Cornelie Dietrich/Hans-Rüdiger Müller (Hrsg.): Bildung und Emanzipation

Kritische Erziehungswissenschaft unter Vorbehalt

■ Jan Masschelein

Die in diesem interessanten Band versammelten Beiträge von Heinz-Elmar Tenorth, Jörg Ruhloff, Dietrich Benner, Käte Meyer-Drawe, Dieter Lenzen, Micha Brumlik und Klaus Mollenhauer sind zu verschiedenen Zeiten aus unterschiedlichem Anlass entstanden und beziehen sich auf Mollenhauers Werk. Die kurzen Texte entstammen teilweise einem Kolloquium über Erziehung und Emanzipation, in Göttingen organisiert anlässlich der Emeritierung Mollenhauers, und teilweise einem Gedenk-Symposium von 1998, welches ebenfalls in Göttingen stattfand. Diesen Texten sind zwei Aufsätze hinzugefügt, die Mollenhauer selbst in engem Zusammenhang mit den dort geführten Diskussionen verfasst hat. Zudem findet man am Ende des Bandes eine als vollständig geltende Bibliographie der Publikationen Mollenhauers.

Trotz seiner eigenen Kritik an seinen früheren Arbeiten wird Mollenhauer mit der 'Kritischen Erziehungswissenschaft' verbunden bleiben, deren Argumente er, Tenorth zufolge, bereits 1964 in der Abhandlung 'Pädagogik und Rationalität' klar formuliert hat (S. 18), um sie dann in den bekannten Arbeiten wie 'Erziehung und Emanzipation' (1968) und 'Theorien zum Erziehungsprozess' (1972) weiter zu entfalten. Meyer-Drawe erinnert daran, dass Mollenhauer selbst in Bezug auf seine späteren Arbeiten wie 'Vergessene Zusammenhänge' (1983) und 'Umwege' (1986) nicht von einer Verabschiedung dieser "frühen" Versuche, sondern von einer Erweiterung gesprochen hat (S. 43). Und sie bemerkt zu Recht, dass Mollenhauer sich ungebrochen den Imperativen der Aufklärung im Dienste einer humanen Gesellschaft verpflichtet fühlte (S. 153). Mollenhauer weiterdenken, wie der Untertitel des Bandes lautet, würde deshalb in diesem Kontext bedeuten, das Unternehmen einer Kritischen Erziehungswissenschaft "weiterzudenken" und dabei zu untersuchen, wieweit und in welchem Sinne die Begriffe Emanzipation und Bildung dazu (noch) hilfreich sein können.

Das scheint nur unter einem bestimmten Vorbehalt möglich zu sein, wobei Mollenhauer freilich selbst bemerkt, der Vorbehalt sei vielleicht das eigentlich fruchtbare, produktive Prinzip jedes kritischen Denkens (S. 69). Dieser Vorbehalt betrifft zuerst den Bereich der Emanzipation und den damit verbundenen normativen Anspruch. Zwar bleibt, Ruhloff zufolge, Emanzipation pädagogisch unverzichtbar (S. 31), sie muss aber ohne "Letztbegründungspostulate" und "geschichtsteleologische Ambitionen" auskommen, und die darin verfasste Kritik müsste nicht nur sozialkritisch, sondern auch eigenkritisch gewendet werden. Diese kritische Emanzipation, die im Grunde immer erneut die Frage des Gegenstands der Pädagogik und ihrer Aufgabe aufwirft, gehört für ihn grundlegend zur philosophischen oder systematischen Dimension der Pädagogik und verbindet als konkrete Tätigkeit nicht so sehr durch Konsensstiftung als vielmehr durch Streit und Widerstreit. In diesem Kontext kann für Ruhloff auch nur ein nicht-normativer Bildungsbegriff Bestand haben. Das heisst aber nicht, dass man ohne normative Konnotation auskomme, sondern nur, dass normative Erstarrung und Letztbegründungsansprüche vermieden werden. Bildung (und Emanzipation) hat also immer mit nicht-neutralen und in diesem Sinne "normativen" oder "verbindlichen" Differenzerfahrungen zu tun.

Daran anschliessend betont Benner, dass "wir legitimerweise das Schlechtere nicht in Kenntnis des Besseren, sondern nur im Namen eines unbekannten Besseren kritisieren können" (S. 35). Diese unhintergehbare Negativität zeichne nicht nur Mollenhauers polemische Skizzen über Erziehung und Emanzipation, sondern auch seine späteren Arbeiten aus, und eine kritische Erziehungswissenschaft dürfte auf eine solch skeptische Haltung allen "Positivitäten" gegenüber nicht verzichten. Im Sinne solcher Kritischen Erziehungswissenschaft zielt Emanzipation "auf Freilassung der Heranwachsenden" aus pädagogischer Abhängigkeit. Benner betont dabei, dass Bildungsprozesse nicht als autopoietische Selbsterhaltungsprozesse aufgefasst werden können. Obwohl sie an der freien Wahl der eigenen Lebensform orientiert sind, können sie nicht "ohne weltvermittelnde Fremdbezüglichkeit gedacht" werden, "denn sie vollziehen sich unter pädagogischen Einwirkungen und in Wechselwirkung mit Weltbezügen" (S. 108). Trotz dieses Hinweises auf die Grenzen der Emanzipation und das Angewie-

sensein auf andere stellt sich die Frage, ob das Weiterdenken hier letztlich nicht doch im Individualitätsdispositiv gefangen, also der Idee einer autonomen, "freigelassenen" Individualität verhaftet bleibt. Dagegen formuliert Mollenhauer einen gravierenden Vorbehalt, der von Meyer-Drawe aufgenommen und weitergeführt wird.

Wie die Herausgeber des Bandes zu Recht bemerken, hat Mollenhauer durch seine Arbeiten hindurch in der Tat ein Grundproblem der Kritischen Erziehungswissenschaft radikalisiert: "die Frage nach den Chancen des Individuums, seiner eigenen Verstrickung in die historisch-gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber Distanz zu wahren" (S. 12). Dies deshalb, weil Mollenhauer an den Aspekten unserer körperlichen Existenz und unserer ästhetischen Erfahrung immer klarer herausarbeitet, dass jede Idee einer "eigentlich" autonomen Individualität unhaltbar ist. Wenn Bildung als kritischer Begriff beibehalten werden soll, dann nur, wenn er nicht länger als Selbstsuche oder Individualitätsfindung verstanden wird, sondern als "spannungsreiche Lebenskunst", die etwas mit unserer Hin- und Anfälligkeit zu tun hat. Meyer-Drawe betont, dass die unhintergehbare "Doppeldeutigkeit unserer leiblichen Existenz" die Position eines "absoluten Zuschauers" unmöglich macht (S. 149). Die Frage nach einer "Distanz" ist die Frage des "Sich-zu-sich-Verhaltens" eines Subjektes als Hörer, der auf einen Anspruch antwortet, "der vom Anderen ausgeht, das auch das eigene Andere sein kann" (S. 45). Bildung als die Gestaltungsfähigkeit "einer unausweichlichen Fremdheit zu uns selbst", wie Meyer-Drawe schreibt.

Brumlik befürchtet in seinem Beitrag, dass Mollenhauers "Erweiterung" in den späten Arbeiten die sozialen Probleme als kulturelle kodiert und den Blickwinkel "subjektivistisch" verkürzt habe, wodurch aber der Sozialcharakter jeder Erfahrung aus dem Blick gerate und nichts wissenschaftlich Verallgemeinerbares mehr gewonnen werden könne. Diese Einschätzung scheint mir zu kurz zu greifen. Die Kritik des Individualitätsdispositivs scheint mir nicht nur den Weg für eine Kritische Erziehungswissenschaft zu öffnen, die unsere Verwicklung mit Fremden und Fremdem und deshalb auch unsere Verletzbarkeit, Hin- und Anfälligkeit als Ausgangspunkt nimmt, sondern auch zu erlauben, das "alte" sozialkritische Vorhaben der Kritischen Theorie, das Netz von Macht- und Dominanzbeziehungen, das heisst die "Verstrickung", zu analysieren und zu erneuern.

Weder Lenzen noch Tenorth plädieren für die Erweiterung einer Kritischen Erziehungswissenschaft, sondern für eine "säuberliche" Trennung zwischen "Wissenschaftssystem" und "Erziehungssystem" (Lenzen) oder zwischen der Argumentationsform der Erziehungswissenschaft und der Pädagogik – verstanden als Theorie und Praxis der Erziehung und Bildung (Tenorth). Dabei sind sie sich uneinig darüber, ob der Bildungsbegriff noch für diese Erziehungswissenschaft tauglich sei. Es geht aber, wie ich meine, nicht nur darum, dass es mehr oder anderes als Wissenschaft gibt, sondern dass die Wissenschaft als Wahrheitsspiel zugleich auf Machtformationen bezogen ist (was zudem "säuberliche" Trennungen verbietet). Hier hat die Kritische Erziehungswissenschaft unter anderem die Frage der "Verstrickung" weiterzudenken.

Wie Mollenhauer selbst und vor allem Meyer-Drawe andeutet, kann sich solch ein "Weiterdenken", das sich "ungebrochen den Imperativen der Aufklärung im Dienste einer humanen Gesellschaft verpflichtet" fühlt (S. 153), von Foucaults kritischer 'Ontologie der Gegenwart' inspirieren lassen. Eine solche Kritische Erziehungswissenschaft würde dann klären können, wie der Begriff der Bildung in Komplizenschaft mit der Geburt des modernen Subjekts und des Individualitätsdispositivs steht. Sie würde davon ausgehen, dass die Geschichte der Pädagogik nicht einfach die Geschichte einer zweifelhaften, fragwürdigen Wissenschaft auf dem Weg zur ganz "normalen" Wissenschaft ist, sondern zugleich Teil der Geschichte der Art und Weise, in der Menschen andere und sich selbst im Lichte bestimmter Wahrheitsspiele regulieren und führen. Es ginge dann darum, die Möglichkeit für neue Subjektivierungspraktiken zu eröffnen.

So muss die Rede davon, dass die Kritische Theorie "nicht im Dienst einer schon vorhandenen Realität" arbeitet, sondern "ihr Geheimnis" ausspricht (Horkheimer), nicht als eine letale Übertreibung verstanden werden, die alles Gegebene entlegitimiert, wie Tenorth befürchtet. Dieses Geheimnis darf nicht mit einer Vorstellung oder einem positiven oder negativen Wissen verbunden werden, sondern mit einem ästhetischen "Wissen" um die Abgründigkeit menschlicher Freiheit und die Verletzbarkeit und Einmaligkeit von Menschen. Deshalb hat Horkheimer damals für die Kritische Theorie nicht nur das jüdische Bilderverbot beansprucht, sondern auch eine unaufhebbare Trauer, weil unsere (glückliche) Gegenwart immer auch durch das Leiden unzähliger anderer erkauft ist und wird. Gerade in diesem "Geheimnis" liesse sich nicht das Fundament, aber das Motiv für die Kritische Erziehungswissenschaft finden, "einer Gattung, die sich", wie Mollenhauer schreibt, "noch nicht aufgegeben hat" (S. 144). "Mollenhauer weiterdenken" verspricht uns also etwas.

Cornelie Dietrich/Hans-Rüdiger Müller (Hrsg.):
Bildung und Emanzipation. Klaus Mollenhauer weiterdenken.
Weinheim/München: Juventa 2000. 194 S.
sFr. 34.80, DM 34.80, öS 254.-
ISBN 3-7799-1064-0

Dieter Hoof: Opfer – Engel – Menschenkind

Seht ihr die Kinder leiden?

■ Sabine Andresen

Etwas Lebigs muss in den neuen Deich, wenn er den elementaren Naturkräften standhalten soll. Einst opferte man einen Säugling, doch der freigeistige und fortschrittliche "Schimmelreiter" verhinderte sogar das "Bauopfer" eines stromernden Hundes. Dass Erwachsene die Hilflosigkeit des Kindes instrumentalisieren und aus eigenen Interessen das Lebensrecht des Kindes missachten, ist Kern des Buches von Dieter Hoof. In diesem Sinne verweist er in seiner Monographie zum Kindheitsverständnis in Altertum und früher Neuzeit auf die Novelle 'Der Schimmelreiter' (1888) von Theodor Storm und zieht mit seiner Frage nach der kulturellen Nachhaltigkeit von Opferpraktiken und -erzählungen letztlich eine Linie vom Altertum bis in die Gegenwart. Nun werden im neuen Jahrtausend in der Regel keine Neugeborenen und auch keine Hunde zum Gelingen eines Bauvorhabens geopfert, ebenso wenig wie Knaben und Mädchen auf dem Altar abgeschlachtet und verbrannt werden, um eine zürnende Gottheit milde zu stimmen. Trotzdem hat der Autor eine Botschaft für seine Zeitgenossen, und zwar die, dass sich im Zuge der Fortschrittsgeschichte zwar die Formen, aber nicht die Ursprünge kindlichen Leidens verändert hätten.

Hoof will einen Beitrag zur Geschichte der Kindheit schreiben und sowohl nach den Kindern selbst als auch nach Bewusstseinsgehalten verschiedener Epochen fragen. Er untersucht einen Zeitraum vom ca. 2. Jahrtausend vor Christus bis in die Renaissance, was jedoch durch eine übergreifende Einschätzung relativiert wird, da Hoof mit Lloyd deMause "die Kinder weinen" hört. Kindheitsgeschichte diskutiert er vor dem Hintergrund seines "Leitbegriffs" des Diskurses, nämlich dem "Lebensrecht des Kindes". Dieses verschaffe sich Geltung durch Lebenswillen, Urvertrauen und Liebesfähigkeit, Komponenten, die bei Hoof gleichsam unabdingbar für menschliches Dasein sind und die zugleich seine historischen Bewertungskriterien darstellen. Im ersten Kapitel setzt der Autor sich mit alttestamentarischen Geschichten auseinander. Hier interessieren ihn ausschliesslich die Geschichten über die religiös motivierte Opferung von Kindern.

Dieses düster konstruierte Kapitel über das Alte Testament wird durch die vor allem kunsthistorische Darstellung des Artemis-Heiligtums von Brauron abgelöst; schliesslich war es Artemis, die Iphigenie vor dem väterlichen Opfermord errettete und somit in den Augen des Autors einen Paradigmenwechsel hin zur Humanisierung auslöste. Im dritten und vierten Kapitel geht es schliesslich um Kinder als Engel und damit um das für Hoof angemessene Verständnis vom Kind, denn Kinder als Engel seien Wesen von einer ursprünglichen, göttlichen Natur, die den Erwachsenen verloren gegangen ist (S. 17).

Die alttestamentarischen Opferungsgeschichten sind der Ausgangspunkt für die Bewertung der späteren Epochen, und an diesem Abschnitt lässt sich zeigen, wie Hoof vorgeht. Er verlegt zunächst den zeitlichen Ursprung der Kinder-Opferpraxis in die erste Hälfte des 2. Jahrtausends vor Christus und versucht eine Einbettung in die israelitische Religionsgeschichte. Zwei Arten von Kinder-Opfern im Alten Testament stellt der Autor als dominant heraus, die Darbietung der männlichen Erstgeburt und das Kinder-Opfer für Baal/Moloch.

Hoof tritt nun an, um "in akzentuierter Weise nach den betroffenen Kindern selbst zu fragen" (S. 24). Diese in der historischen Kindheitsforschung zweifellos anspruchsvolle Herausforderung muss bei den zur Verfügung stehenden Quellen hypothetisch bleiben. So tendieren auch Hoofs Rekonstruktionen eher zu moralisch aufgeladenen Spekulationen, die in einem gestaltpädagogischen Unterricht ihren Platz haben mögen, wenn der Autor überlegt, wie sich Isaak gefühlt haben mag, als er gemeinsam mit dem Vater, dem Holz, dem Feuer und dem Messer, aber ohne Opferlamm den Berg bestieg (Genesis 22), oder welche Angst Jeftahs Tochter hatte, als der Vater an ihr das vollzog, was er im Falle eines Sieges über die Ammoniter versprochen hatten (Richter 11, 30-39). In der historischen Kindheitsforschung ist es ein wichtiges Anliegen, Erkenntnisse über das Handeln, Fühlen und Denken von Kindern selbst zu gewinnen, nach darüber Auskunft gebenden Quellen zu forschen oder neue Fragen an bekannte Quellen zu stellen. Hoof ist moralisch empört über die Opferung von Kindern, und aus dieser Perspektive fragt er nach den Empfindungen der Opfer. Seine Antworten haben viel mit "gesundem Menschenverstand" und Empathie, aber wenig mit historischer Forschung zu tun.

In einem gegenwartsorientierten Kontext stehen in diesem Abschnitt Hoofs Einschübe zur Verwendung der Opferungsgeschichten im Religionsunterricht bis in die heutige Zeit. Er verlässt darin die Ebene der historischen Rekonstruktion und Interpretation, um nach der Wirkung auf Grundschulkinder und dem Sinn eines solchen Religionsunterrichtes zu fragen. Die Geschichte von Abraham und Isaak, den Gott buchstäblich in letzter Sekunde rettet, befindet sich in nahezu allen Kinderbibeln und Religionsbüchern, und Hoofs Kritik daran ist durchaus nachvollziehbar. Sie bleibt jedoch in einer Studie, die einen wissenschaftlichen Beitrag zur Kindheitsgeschichte leisten will, zwangsläufig fragmentarisch und unbefriedigend.

Während im ersten Kapitel vorwiegend das Alte Testament als Quelle zugrunde gelegt wurde, stehen in den folgenden Kapiteln Kunstwerke im Vordergrund der Betrachtung. Die Kinderbildnisse des Heiligtums von Brauron beispielsweise deutet Hoof als Hinweis auf die humane Gesinnung des Zeitalters, dem 4. Jh.v.Chr., die Eltern offenbar motivierte, individualisierte Bildnisse von ihren Kindern aufzustellen, und sie befähigte, Kinder in ihrem "So-

Sein" anzuerkennen. Auf die Verdammung der alttestamentarischen Erzählungen folgt die Idealisierung ästhetisierter Kindheitsvorstellungen, ohne im einen oder anderen Fall den komplexen Kontext zu berücksichtigen.

Da für den Autor bereits im Heiligtum von Brauron das Bewusstsein für die Individualität des Kindes deutlich wurde, scheint es konsequent, dass er abschliessend die Renaissance am Beispiel von Florenz untersucht und dort ebenfalls nach der Ästhetisierung des individuellen Kindes fragt. Hier konzentriert sich der Autor auf die Quellen über ein florentinisches Heim für Findelkinder (Ospedale degli Innocenti), das als Bauwerk nicht zuletzt deshalb herausragend und interessant ist, weil in seinen Tondi an der Aussenfassade Wickelkinder dargestellt sind.

Insgesamt zeigt sich an der Kunstbetrachtung Hoofs dominierender Zugang zur historischen Forschung und sein Verständnis von Kunst, Ästhetik, Pädagogik und dem sozialen Kontext: Einerseits stellt er in der Kunst Korrespondenzen zur Wirklichkeit fest, andererseits manifestiert sich in der Kunst ganz im Sinne Ernst Blochs, auf den er mehrfach verweist, der Vorschein einer besseren Welt.

Die Lektüre von 'Opfer – Engel – Menschenkind' hinterlässt eine gewisse Ratlosigkeit. Dem Appell, das "Lebensrecht des Kindes" zu respektieren, Kinder nicht zu instrumentalisieren und brutal zu opfern, ist moralisch kaum zu widersprechen. Ob es dazu einer solchen wenig abgesicherten und moralisierenden historischen Rekonstruktion einer Geschichte der Kindheit bedarf, ist zweifelhaft. Hoofs Buch zeigt erneut, wie schwer es offenbar ist, wissenschaftlich über Kinder und Kindheit zu diskutieren, ohne dem Zauber des Neuen, ohne der Imagination der Unschuld und ohne der Sehnsucht nach Harmonie zu erliegen. Die historische Kindheitsforschung steht demnach weiterhin vor grossen Herausforderungen, mindestens was den Zusammenhang zwischen Moralität und Kind betrifft.

Dieter Hoof:
Opfer – Engel – Menschenkind. Studien zum Kindheitsverständnis in Altertum und früher Neuzeit. Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler 1999. 416 S.
sFr. 89.50, DM 89.50
ISBN 3-930083-26-4

Sol Cohen: Challenging Orthodoxies

Linguistic Turn und Konstruktionsmetaphern

■ Heinz-Elmar Tenorth

Die pädagogische Historiographie und ihre Reflexion haben Konjunktur, und es ist anscheinend der starke Wille der methodischen und theoretischen Innovation, der die Forschung wie die Diskussion über die bildungshistorische Arbeit aktuell nach der ja noch gar nicht so fernen kritischen Auseinandersetzung mit der ideengeschichtlichen Tradition Ende der 1960er, Anfang der 1970er-Jahre heute erneut antreibt. Sol Cohens Aufsatzsammlung gehört in diesen Kontext, sie zeigt, dass die Debatte wiederum internationalen Zuschnitt hat, und sie liefert schon in Titel und Inhaltsverzeichnis in dichter Verknüpfung die Signalworte, mit denen sich der Anspruch des Neuen verbindet: "Toward a new Cultural History of Education" verspricht der Untertitel als Programm, und dem Programm folgt Cohen ja nicht allein[1]. Er stellt seinen Band zugleich in den Kontext einer "Postmodern Theory of Education", wie es schon die Herausgeber von Paedagogica Historica getan hatten, dort, wo auch einer der sicherlich inspirierendsten Titel seiner Sammlung – "Postmodernism, the New Cultural History, Film: Resisting Images of Education" – erstmals erschienen ist[2]. Bereits die Überschriften bzw. Titel der Beiträge demonstrieren auch nachdrücklich, welche Ansprüche sich mit dieser neuen Historiographie verbinden: Es geht um die Analyse der pädagogischen Geschichtsschreibung, hier verständlicherweise vor allem um die "History of the History of American Education" und die "Uses of the Past"[3], die hier zu beobachten sind. Das ist eine Analyse in erkenntniskritischer Absicht, gestützt auf den "linguistic turn" der Historiographie im Allgemeinen, für den Sol Cohen immer neu in den Arbeiten von Hayden White seinen Hauptgewährsmann findet[4], die aber parallel auch die diskursanalytische Tradition mit und seit Michel Foucault nutzt. Deshalb ist der Ertrag der Abhandlungen zunächst auch als "Redescription" beschreibbar, wie Cohen einen seiner Beiträge – über den Einfluss des progressive education movement auf die Schulreform – im Ergebnis pointiert.

Es ist in solchen Programmen, Rahmungen und Fokussierungen also eine durchaus vertraute Debatte, in die man bei der Lektüre des Bandes von Cohen eintritt, und das gilt auch für Deutschland. Die Referenzen – von Michel Foucault über Clifford Geertz bis Hayden White – sind auch hier diskutiert worden (Lenzen 1993); näher oder ferner zu konkreter bildungshistorischer Forschung. Über Kulturgeschichte als Paradigma diskutieren vielleicht die Historiker nicht allein, wenn auch intensiver als die Bildungshistoriker[5]; dort findet sich z.B. auch die Rezeption von und die Kritik an White oder dem linguistic turn schon seit längerem[6]. Gemeinsam ist

der historiographischen Debatte auch die Abstossposition, also die als "Sozialgeschichte" bezeichnete kritische Historiographie, die seit dem Ausgang der 1960er Jahre international dominierte. Sie bildet auch für Cohen den Ausgangspunkt, ohne dass er etwa einen radikalen Bruch oder unvereinbare Positionen konstruieren will, im Gegenteil, er betont die Unverzichtbarkeit solcher Fragestellungen. Sein Motiv lautet anders: "I would like to see history of education move forward or, less normatively, to bring history of ideas or intellectual history back into the frame. I think this can be done through the new cultural history without devaluing social history of education" (p. VIII). Auch dieses Motiv ist der deutschen Diskussion nicht fremd, denkt man etwa daran, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft seit einigen Jahren ein Schwerpunktprogramm mit dem Titel "Neue Geistesgeschichte" fördert und als dessen zentrale Fragestellung "Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit" vorgibt, in der ausdrücklichen Annahme, dass der Gegensatz von Sozial- und Ideengeschichte nicht nur unnötig, sondern konstruiert und irreführend ist.[7] Wie immer ist dabei die Programmformel leichter formuliert als das Ergebnis, ja schon die Bestimmung von Ideengeschichte ist höchst problematisch.[8] Umso neugieriger widmet man sich der Lektüre von Cohens Abhandlungen.

Diese Abhandlungen, insgesamt 12, davon 11 bereits publiziert und hier überarbeitet neu präsentiert, ergänzt um einen biographisch-werkgeschichtlich interessierten und eigens verfassten "Epilogue: Lawrence A. Cremin: Lives and Transformations", sind in zwei Abteilungen gegliedert. Dabei gelten die sechs Abhandlungen von Teil I im Wesentlichen der Historiographiekritik und -analyse, die übrigen sechs in Teil II thematisch konzentriert dem Kontext von Psychoanalyse und Erziehung, dem amerikanischen *Mental Hygiene Movement* der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der dabei drohenden *Medicalization of American Education*. Der Ertrag dieser Abhandlungen wird für jeden Leser anders sein, aber vor allem im ersten Teil dokumentiert Cohen – unabhängig von allen partikularen Leseinteressen – überzeugend die spezifischen Leistungen, die sich mit dem linguistic turn verbinden. Dabei mag er davon profitieren, dass die Debatte über Historiographie und die Praxis der Geschichtsschreibung in den USA in den Auseinandersetzungen zwischen den unterschiedlichen Lagern, dem "radical revisionist movement", ihren konservativen Kritikern und den vermittelnden, wenngleich scharf attackierten liberalen Positionen, in vielem hauptsächlich als Kampf um Begriffe und um Deutungsansprüche verstanden und gelesen werden kann – und mit der Entstehung einer bildungspolitischen Linken in den USA wohl auch so gemeint war. Die Vokabeln, mit denen das Neue symbolisiert wurde, die Metaphern, in denen die Auseinandersetzung ausgetragen wurde, bis hin zum Kreuzzug, die Emphase und der Ton der Akteure von Baylin und Katz bis Ravitch und Cremin, all das verlangt geradezu nach einer Analyse, die sich an der politischen Funktion der öffentlichen Rhetorik geschult und von den Vorbildern seit Pocock und Skinner gelernt hat. Der deutsche Leser wird aber nicht allein methodischen Gewinn davontragen, distinkte Aufklärung über den Stil der Historiographie zwischen "romance and tragedy or satire" und den Verweisen auf die Ironie (p. 61), sondern wird zugleich in einer dichten Weise in die Historiographie selbst eingeführt, die man nicht nur nützlich, sondern auch unterhaltsam finden muss.[9] Die bereits erwähnte filmanalytische Studie zeigt schliesslich am 'Club der toten Dichter', in welcher Weise nicht allein gesellschaftliche Vorstellungen über Erziehung konstruiert werden, sondern auch fortleben und unsere Wahrnehmung von Erziehungsverhältnissen und ihre normative Codierung – als gut oder schlecht, als modern oder traditional, pädagogisch oder autoritär – bestimmend prägen.

Ich muss gestehen, dass meine Erwartungen durch den zweiten Teil nicht in gleicher Weise erfüllt worden sind. Sicherlich, die Beiträge über die amerikanische Mental-Hygiene-Bewegung sind aufschlussreich im Material, hilfreich für den sowohl an der Theorie wie an der Praxis von Erziehung interessierten Leser, aber in den Quellen so konventionell wie in der Analyse. Cohen selbst weiss auch, dass die aktuelle Bedeutung eher der Reflexion von Programmen als der Kritik einer Praxis gilt, aber selbstverständlich helfen diese Texte, die lange Verbindung, Konkurrenz und nicht selten Mesalliance von Pädagogik, auch reformorientierter Pädagogik, und Medizin zu thematisieren und die Gefahren im Zugriff auf die Persönlichkeit des Kindes zu sehen, die dann drohen, wenn die Pädagogik sich nicht mit dem "Lerner" oder Schüler begnügen will.[10] Das dennoch etwas distanzierte Urteil über diese Abhandlungen hat damit zu tun, dass mir der Blick auf die Praktiken, also die Technologie, weitgehend fehlt, die diesen Ideen erst zur Wirklichkeit verholfen haben. Meine Distanz gilt mit gleichen Argumenten auch für den einleitenden Beitrag zu Teil II, der sich mit dem Zusammenhang von Psychoanalyse und Erziehung in Europa zwischen 1905 und 1938 beschäftigt. Hier folgt Cohen zu sehr den klassischen Texten von Sigmund Freud und Helene Hug-Hellmuth (immerhin, sie wird erwähnt), Anna Freud und Melanie Klein oder Siegfried Bernfeld; aber der Kontext sowohl wissens- wie gesellschafts- und erziehungsgeschichtlich fehlt doch weitgehend; und das systematische Fazit – die Kritik an pädagogischen Perfektibilitätsvorstellungen – ist mir zu generell und auch zu mager, um mit der psychoanalytischen Pädagogik auch kritisch umgehen zu können.

Eine überzeugende, ja eine in allen Facetten überaus aufschlussreiche Studie liefert Cohen dagegen mit der abschliessenden biographischen Arbeit über Lawrence Cremin. Die Analyse ist nicht allein als Werkgeschichte konzipiert, sondern zeigt Cre-

min in seiner Karriere im amerikanischen Wissenschaftssystem und in seiner Position innerhalb der Zunft der Historiker und Bildungshistoriker. Cohen schreibt diese Geschichte, wie er formbewusst explizit ankündigt, zwischen Romanze, Success-story und melancholischem Rückblick. Die Tatsache, dass er selbst ein Student bei Cremin war, sein Doktorand und Assistent, erleichtert und erschwert zugleich diesen Rückblick, jedenfalls erfährt man mehr, als die Quellen in der Regel sagen. Es ist – neben dem Blick auf Cremins Persönlichkeit – vor allem die Geschichte der Rezeption und Diskussion von Cremins dreibändigem opus magnum, die hier vergegenwärtigt wird, die eigenartig distanzierte Form, in der Cremin mit Zustimmung und Kritik umging, und die Einsicht in die Binnenkommunikation der amerikanischen (Bildungs-)Historikerzunft, die dieser Text eröffnet. Selbstverständlich sind es auch jetzt wieder die radikalen Revisionisten, die einen Schnitt markieren und eine bis heute nachwirkende Vor- und Nachgeschichte erzeugen.

Systematisch, das gehört an das Ende der Diskussion, wirft die Sammlung von Beiträgen in ihrer Gesamtheit vor allem Fragen auf, die in der Hayden White-Debatte entstanden sind und sich, in allgemeiner Wendung, mit dem Programm des Konstruktivismus verbinden. Cohen folgt ebenfalls der Metaphorik der "Konstruktion" und der These von der "socially constructed nature of reality" (bereits p. IX, dann passim). Das ist nun eine Formel, für deren Nutzung ihre Erfinder – Peter Berger und Thomas Luckmann scheinen mir die prominenteste Adresse für den Ursprung (Berger/Luckmann 1966) – inzwischen reiche Lizenzgebühren kassieren dürften, wenn es sie denn im Wissenschaftsbetrieb gäbe. Methodologisch ist das zugleich eine Vokabel, die entweder geistesgeschichtliche Trivialitäten nur bekräftigt (die Tatsache nämlich, die schon seit Marx und Dilthey hinreichend deutlich ist, dass es die Menschen sind, die ihre Geschichte machen, wenn auch nicht immer aus freien Stücken[11]) oder aber zu problematischen Schlussfolgerungen verleitet, z.B. über die theoretischen Implikationen der Konstruktionsmetapher[12] – und das gehört zur postmodernen Verführung dieser Metaphorik und zum problematischen Fundus der Whiteschen Historiographiethesen. Lässt man die systematische Debatte hier einmal ausser Acht (sie wird ja andernorts geführt[13]), dann bleibt die Relation zwischen der Form – der historiographischen Erzählung – und ihrer methodischen Beglaubigung ein Problem. Es entscheidet sich an der Würdigung der Quellen und an der Methodik ihrer Analyse; und bei allem Faible für die rhetorische Analyse, die Legitimation der Ideengeschichte muss weiter reichen als bis zur Formanalyse. Mit ihr erfährt man zwar z.B. etwas über die Folgen der progressive education wie der Reformpädagogik auf der Ebene der pädagogischen Semantik; vom Klassenzimmer hat man damit noch nicht gesprochen (denn das hat seine eigene Ordnung[14]), so wenig wie sich die Kontroversen mit Diane Ravitch über die Bedeutung der Schulpolitik der letzten 50 Jahre in den Kontroversen über politische Programme oder die Rhetorik der Reform entscheiden lassen. Strukturdaten und lange Zeitreihen über Bildungsbeteiligung und Bildungschancen bleiben notwendig, wenn man sagen will, ob wir wirklich auf ein Jahrhundert gescheiterter Schulreformen zurückblicken müssen[15] oder nur auf die Kontinuität von Reformrhetorik und Reformopposition. Das Problem bleibt bestehen, das Cohen selbst einleitend erwähnt, nämlich wie sich der Einfluss von Ideen wirklich messen lässt. Dann ist sicherlich die Relation von Text zu Text, die Cohen subtil rekonstruiert, ein wichtiger Schritt, aber der Bildungshistoriker wüsste doch gern etwas mehr über die Relation von Text und Kontext, von Idee und Alltag der Erziehung. Auch dafür gibt es Arbeiten und Programme, aber doch auch viele Desiderata und mehr Probleme in der Konstruktion der Quellen, als sie die Ideengeschichte kennt.

Problematisch scheint mir – jetzt wieder konzentriert auf Cohens Programm – aber vor allem die Verknüpfung von rhetorischer Methodik und postmoderner Theorie; denn sie bringt in der Verknüpfung mit pädagogischen Gestaltungsphantasien tendenziell die Geschichte zum Verschwinden. Die Diskussion von "Bildung 2000" stellt Dieter Lenzen jedenfalls, der die Differenz von Literatur und Geschichtsschreibung schon immer marginalisiert hat (vgl. Tenorth 1993), heute unter die These "Die Zukunft von der Vergangenheit befreien" (Lenzen 2001a), und die Absage an die Beschäftigung mit Geschichte zugunsten eines abstrakten Evolutionsbegriffs ist nicht allein aus programmatischem Überschwang geboren. Selbst für die deutsche Diskussion von Bildungsproblemen, die angesichts von zwei Diktaturen Grund genug hat, sich der Lektionen ihrer Geschichte zu vergewissern, hält er, wahrscheinlich selbst einer der "Glasperlenspieler der Postmoderne", die er apostrophiert, den Blick zurück nur für "zynisch".[16] Sol Cohen ist weit entfernt von solchen unhistorischen Verirrungen, er kennt die sozialen Folgen der gesellschaftlichen Konstruktionsprozesse und sieht noch die pädagogische Bedeutung der Vergangenheit; deshalb lohnt eine Lektüre seiner Abhandlungen und eine kritische Auseinandersetzung mit dem Paradigma, das er anbietet. Vergleichbare Analysen für die deutschen und europäischen pädagogischen Diskurse sind dafür die angemessene Form, weil wir dann nicht allein über unsere Bildungsgeschichte lernen, sondern auch die Grenzen theoretischer und methodischer Orientierung in der Historiographie konkret erfahren.

1 Popkewitz/Franklin/Pereryra 2001 akzentuieren im Titel allerdings geringfügig anders.
2 Für den weiteren Kontext dieser Ursprungsdebatte vgl. Cohen/Depaepe 1996.
3 Noch dieser Titel entspricht selbst dem postmodernen Duktus, stellt er doch eine Anspielung nicht nur auf einen älteren Sammelband zur pädagogischen Historiographie dar (Nash 1970), sondern auch auf die Methode der Ar-

gumentationsanalyse; denn mir fiel jedenfalls sogleich Toulmin 1958 ein.

4 Das opus magnum von White erschien zuerst 1973, deutsch allerdings erst 1991; bei Cohen sind auch die weiteren Arbeiten Whites genannt.

5 Bände wie Hardtwig/Wehler 1996 oder Conrad/Kessel 1998 finden sich in der pädagogischen Historiographie nicht; für die Diskussion von Kontext und Ertrag und einigen neuen Möglichkeiten der kulturgeschichtlichen Orientierung vgl. Tenorth 2001.

6 Anregend und bezeichnend für die deutsche Diskussion sind z.B. die Beiträge von Daston, Flaig, Grafton, Habermas (alle 1999), die sich ausführlich mit White, der z.Zt. gelegentlich unterstellten "Krisis der Historiker-Zunft" (Kittsteiner 1999), den alten Angeboten des Historismus (Oexle 1999) und den Optionen der Geschichtsphilosophie beschäftigen – bis hin zu einer eigenen Stellungnahme von White (1999).

7 Neben Projekten von Historikern, Juristen, Politologen, Germanisten und Ethnologen gibt es in diesem Programm auch ein bildungshistorisches Projekt: "Bildsamkeit und Behinderung" (Sieglind Ellger-Rüttgardt/Heinz-Elmar Tenorth).

8 Für die Diskussionen im Schwerpunktprogramm dokumentieren das die Texte einer systematischen Tagung von 2000 (Hardtwig 2001) sowie der Beitrag von Stichweh 2000.

9 Allerdings war der deutsche Leser nicht ganz uninformiert über die – älteren – Positionen, vgl. Lenhart 1979.

10 Für die deutsche Diskussion gibt es jetzt eine umfassende Analyse dieses Verhältnisses vom 18. bis ins 20. Jahrhundert bei Stross 2000.

11 Als ein Motto, mit dem Cohen jeweils seine Kapitel einleitet, fungiert deshalb auch das bekannte Zitat aus Marx' 18. Brumaire des Louis Napoléon (p. 35).

12 Aufschlussreich für die Konsequenzen (um den Spott über die konstruktivistischen Verirrungen der Kulturwissenschaften hier einmal beiseite zu lassen) u.a. Hacking 1999.

13 Das geschieht aktuell in der direkten Kontroverse Iggers 2001, sowie die Replik von White 2001.

14 Die inzwischen ja auch erforscht wird, vgl. u.a. Depaepe/Dams 2000.

15 So die These bei Ravitch 2000.

16 Lenzen 2001b für den "Glasperlenspieler" sowie besonders S. 56: "Historische Pädagogik ist nicht selten blosser Stil, an Zukunft in zynischer Weise desinteressiert", und die Lösung sieht er konstruktivistisch und gegenwartsorientiert im "empirical turn" (S. 57).

Literatur

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: The Social Construction of Reality. New York 1966, dt.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main 1970

Cohen, Sol/Depaepe, Marc (Eds.): History of Education in the Postmodern Era. Paedagogica Historica XXXII (1996), H2

Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hrsg.): Kultur und Geschichte. Stuttgart 1998

Daston, Lorraine: The Anti-Crisis. In: Rechtshistorisches Journal 18(1999), S. 449-457

Depaepe, Marc/Dams, Kristof et.al.: Order in Progress. Everyday Education Practice in Primary Schools – Belgium, 1880-1970. Leuven 2000

Flaig, Egon: Kinderkrankheiten der neuen Kulturgeschichte. In: Rechtshistorisches Journal 18(1999), S. 458-476

Grafton, Anthony: The Condition of History. In: Rechtshistorisches Journal 18(1999), S. 477-484

Habermas, Rebekka: Gebremste Herausforderungen. In: Rechtshistorisches Journal 18(1999), S. 496-510

Hacking, Ian: Was heisst 'soziale Konstruktion'. Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften. Frankfurt am Main 1999

Hardtwig, Wolfgang/Wehler Hans-Ulrich (Hrsg.): Kulturgeschichte heute. Göttingen 1996

Hardtwig, Wolfgang (Hrsg.): Neue Ideengeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 27(2001), H1

Iggers, Georg G.: Historiographie zwischen Forschung und Dichtung. Gedanken über Hayden Whites Behandlung der Historiographie. In: Geschichte und Gesellschaft 27(2001), S. 327-340

Kittsteiner, Heinz Dieter: Die Krisis der Historiker-Zunft. In: Rechtshistorisches Journal 18(1999), S. 496-510

Lenhart, Volker: Zur Methodendiskussion in der neueren Erziehungsgeschichtsschreibung in England und in den USA. In: Zeitschrift für Pädagogik 25(1979), S. 969-984

Lenzen, Dieter (Hrsg.): Pädagogik und Geschichte. Weinheim 1993

Lenzen, Dieter: Die Zukunft von der Vergangenheit befreien – Bildung 2000? In: Paragrana 10(2001a), H2, S. 211-224

Lenzen, Dieter: Architektur und Theoriestile in der Erziehungswissenschaft. Eine prognostische Skizze. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 4(2001b), S. 51-59

Nash, Paul (Ed.): History and Education. The Educational Uses of the Past. New York 1970

Oexle, Otto Gerhard: Im Archiv der Fiktionen. In: Rechtshistorisches Journal 18(1999), S. 511-525

Popkewitz, Thomas S./Franklin, Barry M./Pereryra, Miguel A. (Eds.): Cultural History and Education. Critical Essays on Knowledge and Schooling. New York/London 2001

Ravitch, Diane: Left Back: A Century of Failed School Reforms. New York 2000

Stichweh, Rudolf: Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung. In: Soziale Systeme 6(2000), S. 237-250

Stross, Annette M.: Pädagogik und Medizin. Ihre Beziehungen in "Gesundheitserziehung" und wissenschaftlicher Pädagogik 1779-1933. Weinheim 2000

Tenorth, Heinz-Elmar: Wahrheitsansprüche und Fiktionalität. Einige systematische Überlegungen und exemplarische Hinweise an der pädagogischen Historiographie zum Nationalsozialismus In: Dieter Lenzen (Hrsg.): Pädagogik und Geschichte. Weinheim 1993, S. 87-102

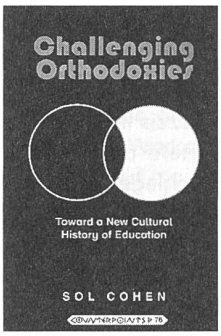
Tenorth, Heinz-Elmar: A New Cultural History of Education. In: Popkewitz et.al. 2001, p. 67-82

Toulmin, Stephen: The Uses of Argument. Cambridge 1958

White, Hayden: Metahistory. Baltimore/London 1973, dt. Frankfurt am Main 1991

White, Hayden: Historische Modellierung (emplotment) und das Problem der Wahrheit. In: Rechtshistorisches Journal 18(1999), S. 561-583

White, Hayden: Entgegnung auf Georg G. Iggers. In: Geschichte und Gesellschaft 27(2001), S. 341-349



Sol Cohen:
Challenging Orthodoxies. Toward a New Cultural History of Education.
New York/Washington/Bern: Peter Lang 1999. 326 p.
sFr. 41.-, DM 51.-, öS 342.-
ISBN 0-8204-3940-1